

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Aus dem Oldenburger Lande**

**Bucholtz, Franz**

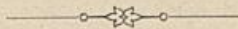
**Oldenburg, 1889**

In die oldenburgische Schweiz.

**urn:nbn:de:gbv:45:1-7913**



In die oldenburgische Schweiz.









## Inhalt:

Reise nach Damme. — Der Ort und die Berge.  
— Geologischer Charakter derselben. — Entstehung  
des Dammer Diluviums. — Landschaftlicher Reiz der  
Gegend und Ausblicke von den Bergen — Die Alter-  
thümer der Vorzeit. — Hünensteine und Urnengräber.  
— Die Kämpfe mit den Römern. — Die Niederlage  
des Varus. — Die Bohlwege und das Unglück des  
Cäcina. — Idistaviso und der Agger Angrivarius. —  
Die Kämpfe der Sachsen. — Wittekind. — Die Versa-  
burg und die Sierhauser Schanzen. — Das Erscheinen  
des Christenthums. — Kirche und Dorf zu Damme.  
— Die Markenverfassung. — Die Deesberger Mark.  
— Umwandlung der Bauernwirthschaft. — Die Mark-  
theilungen und die Tertia. — Bäuerliche Zustände.  
— Persönliche Unfreiheit. — Bestandtheile der Stellen.  
— Die Heuerleute. — Folgen der Marktheilungen. —  
Blüthe und Verfall der Leinenindustrie. — Weg nach  
Neuenkirchen. — Landesgrenze. — Verworrene Hoheits-  
verhältnisse und kirchliche Trennungen. — Rückfahrt.











**M**it diesem im Hinblick auf bekannte Analogien nicht unerlaubten Namen pflegt der Oldenburger die südlichste Ecke des Herzogthums zu bezeichnen, die scharf in das Gebiet des ehemaligen Königreichs Hannover einschneidet und hier auf der Vorstufe des Wesergebirges eine Hügelgruppe, die Dammer Berge genannt, umfaßt. Seitdem durch Goethe und die Naturanschauung der Romantiker der Cultus des Gebirges zum Modeton der heutigen Bildungswelt wurde und zugleich ein ungeahnter Aufschwung des Transportwesens dazu beitrug, dem erwachenden Sinne für landschaftliche Schönheiten nahe und ferne Gegenden zu erschließen, mußte auch der Oldenburger, der auf dem Boden seiner Heimath fast sämtliche Bildungen der Ebene aus allen Zeitepochen vereinigt fand, seinen Antheil an der Höhenformation der Mutter Erde für sich in Anspruch nehmen, und so war es ihm nicht zu verargen, wenn er die durch die Gunst einer politischen Constellation ihm in den Schoß geworfene winzige Abfindung kühn mit dem Namen des stolzesten Hochgebirges bezeichnete.



Es ist die letzte territoriale Erwerbung, welche dem Herzogthume aus der ländervertheilenden Arbeit des Wiener Congresses zufiel, die anmuthigste Gegend unseres karg bedachten Ländchens, leider wegen der schwierigen Communicationsverhältnisse bis jetzt nur wenig gekannt und gewürdigt.

Die Poststraße, die von der Residenz durch das Münsterland nach Minden oder Osnabrück führte, ist jetzt verödet. Die Eisenbahn ist auch zum Süden durchgebrochen und von dem einsamen Posthause bei Ahlhorn, wo sich einstens von vier Seiten die an- und abgehenden Posten kreuzten, benutzen wir den nach Bechta und Lohne führenden Schienenstrang. Anders wird der Charakter der Gegend und des Volkes, wenn wir auf der Höhe der Garther Heide, von welcher sich die Quellen links zur Weser und rechts zur Ems hinabwenden, die Grenze überschreiten, welche die ammerschen Grafschaften von dem ehemaligen Besitzthum des münsterischen Bischofs trennt. Kreuze und Capellen am Wege erinnern an Süddeutschland und den Rhein und deuten an, daß wir das Gebiet eines anderen Bekenntnisses betreten, das hier seine Herrschaft am weitesten in den protestantischen Norden vorschiebt. In Bechta, dessen stattlich breite Hauptstraße mit den niedrigen Häusern contrastirt, residirte ehemals der adelige Drost des Niederstiftes, jetzt nur noch der geistliche Statthalter des Ländchens, der Official des Bischofs. Der jetzige Endpunkt der Bahn ist das betriebsame Lohne. Hier müssen wir den Postomnibus besteigen, der uns weiter bringt. An der linken Seite des Weges beginnen die ersten Anzeichen der Hügelbildung. Hinter



dem Dorfe Steinfeld erklimmt die Chaussee die steile Kuppe des Höhenzuges, auf welchem sie jetzt verläuft, um dann eben so steil an der anderen Seite nach dem Orte Damme abzufallen, das der Schwager mit langgedehntem Signale begrüßt, in welchem bekannte Häuser und Menschen in unveränderter Erscheinung dem Ankömmling zuwinken und am Posthause einstmals eine würdige Gestalt im Kreise lebenswürdiger Hausgenossen uns empfing und nach dem Zimmer gleich links am Eingange geleitete, wo damals eine junge Beamtencolonie hauste und an der Quelle edler Röhre oft den Abend an den Mittag zu knüpfen sich befließ.

Der Ort Damme liegt am südöstlichen Abhange der Hügelkette, die ihn nach Westen und Norden schützend umgiebt. Wie die Rehburger Berge am Steinhuder Meere, der Stemsborn bei Lemförde, die Hügel zwischen Bramsche und Fürstenau gehören die Dammer Berge zu den äußersten Posten, welche der vom Ural herkommende carpathische Landrücken in die norddeutsche Ebene hinabsendet, die ihrerseits wieder einen Theil des großen nordosteuropäischen Tieflandes bildet, welches von den Dünen der Nordsee bis zum östlichen Rußland fortstreichend erst am Fuße der Hochländer Asiens endigt. So verknüpft sich im Geiste die beschränkte Localität mit dem Gesamtbilde der europäischen Situation.

Die Hügelkette zertheilt sich in zwei Züge. Der eine dehnt sich von West nach Ost in  $1\frac{1}{2}$  Meilen Länge zwischen Neuenkirchen und dem Moore bei Damme aus und biegt dann noch eine Meile weiter nördlich nach Steinfeld herum, die zweite niedrigere Kette fällt von



hier in die Haseniederung bei Behta allmählich hinab. Die Wasserscheide zwischen Ems und Weser verläuft auf dem Rückgrate des Höhenzuges. Die Bergkuppen bestehen aus magerem, häufig sehr steinigem Sande, der sich im Westen durch großen Quellreichthum auszeichnet, sei es, daß die Regen bringenden Westwinde hier den meisten Niederschlag absetzen oder wohl richtiger, weil sich unter dem Sande eine undurchlassende Bodenschicht befindet. In den Thälern dieses Westabhanges haben sich malerisch gelegene Bauernhöfe eingebettet und das angesammelte, oft weithin verleitete Quellwasser giebt Gelegenheit zu mancher künstlichen Verieselung. Man hat hier auch häufig Bergbauversuche in Anregung gebracht und dabei auf den der Stadt Osnabrück gehörigen nahegelegenen Piesberg hingewiesen, wo unter dem Kalksteine die für den Hausbrand werthvolle Anthracitkohle lagert. Bei der Anlage eines Brunnens in Ossenbeck wurden Steinkohlenbrocken zu Tage gefördert und entnahm die oldenburgische Staatsregierung daraus Gelegenheit, 1839—1844 unter Leitung des Oberforstmeisters von Heimburg Bohrungen vornehmen zu lassen, die jedoch keinen Erfolg erzielten. Auch die Braunkohlenförderung in dem Kreidegestein des gegenüberliegenden Stemshorns hat ein finanziell lohnendes Resultat nicht ergeben und die Formation der Dammer Berge, ihr theilweise sehr ausgeprägt dünenartiger Charakter weisen auf eine spätere Diluvialbildung hin, so daß die Existenz irgend einer Art Kohle sich nicht oder doch nur in solcher Tiefe vermuthen läßt, daß der Abbau sich kaum rentiren würde, auch wenn in dem Herzogthum ein bis jetzt noch fehlendes Berg-



baugesetz dem Unternehmer die Schurffreiheit garantiren sollte.

Die Formation des Dammer Diluviums entspricht den ähnlichen Bildungen Norddeutschlands. Die oberste Schicht aus Sand und Kies zeichnet sich durch einen großen Reichthum an erratischen Steinen aus, welche die Kuppen der Hügel wie mit Mauerwerk auspflastern und für den Chausseebau der Gegend das Material liefern. Unter dieser Steinschicht kommen mächtige Bänke von Kies oder zartgeschichtetem Sande, vorherrschend weiß oder durch Eisengehalt gelb gefärbt und mit Nestern von röthlicher Färbung durchsetzt, welche an das Verwitterungsproduct des Bruchsandsteingebirges erinnern, das in dem fruchtbarsten Theile der Gemeinde die Ackerkrume bildet. Das unterste Diluvium ist sodann ein blauer Mergel, welcher das Wasser führt und als Quellen nach oben sendet oder in den Thälern aufsteigt und hier den üppigen Wuchs des Laubholzes verursacht. Nur bei Steinfeld hat man anstehendes Gestein der Tertiärzeit entdeckt, sodaß hier der Kern zu suchen ist, um welchen sich in der letzten Periode unserer Erdbildung die neueren Geschiebe hoch auflagerten.

Was es in Wirklichkeit war, das großartige geologische Phänomen der Eiszeit, welches dem Boden unserer norddeutschen Ebene seine jetzige Gestalt verlieh, eine große Wasserfluth, welche die von dem Fuße der nordischen Gletscher losgerissenen Eisberge nach Süden trug, oder eine feste Decke von Inlandseis, welche unter ihrer starren Masse alles Lebende begrub — mag aus den nach Jahrtausenden noch vorhandenen Spuren der Er-



scheinung mit völliger Sicherheit nicht zu entscheiden sein. Als der gebirgige Theil des mittleren Deutschlands bereits aus der Verwüstung hervorragte und den wärmenden Strahl der Sonne empfing, war der Boden der norddeutschen Ebene noch von dem Wasser bespült, das langsam zurückwich, oder von dem Eise, das bei der steigenden Temperatur zu zerbröckeln begann. Die Dammer Berge mögen eine hohe Klippe in den brausenden Wogen oder ein mit Eis bedecktes Plateau gewesen sein, um welches die Schmelzwasser das Geröll und den Schutt aus der Grundmoräne des Gletschers anhäuften, während sie selbst in tiefen Furchen ihren Weg zur Niederung suchten.

Und so stieg der Boden empor, den wir jetzt bewohnen und bebauen, das Diluvialland, noch überfüllt mit den Trümmern der scandinavischen Gebirge, welche die Macht des Eises und Wassers von Norden herbeigeführt hatte. Ein breiter Strom bahnte sich durch die Elbe und das Havelthal einen Abfluß zur Ems hin, bis er sich einstmals aufstaute, die Süntelkette bei Minden durchbrach und jetzt als Weser sich nordwärts wandte, um an seinem Ufer die Zukunft der Hansestadt und den Reichtum der oldenburgischen Marsch zu begründen. Eine neue Erdbildung begann an den Rändern der See und in den Flußthälern, das Alluvium. Unter dem Schutze der Dammer Höhen setzte im Westen und Norden die Havel das aus den Wesergebirgen angeschwemmte Material an Lehm und Thon ab und schuf neues Land, das wie bei den Groden in der Marsch in dem südlichen frühesten Ablagerungsstriche den fruchtbarsten Boden aufweist und



vielfältig von hohen Haidrücken durchzogen wird, den ehemaligen Sandbänken des Diluvialmeeres oder den Erzeugnissen der Gletscherströmung. Im Osten hatte die vom Abhange des Wiehengebirges herkommende Hunte ein weniger starkes Gefälle, und die enge Oeffnung zwischen den Dammer Bergen und dem Stenshorne verlangsamte den Abfluß des Wassers, so daß sich aus den Residuen der absterbenden Vegetation Süßwasserfumpfe oder waldiges Bruchland bildete, auf welchem das unscheinbare Torfmoos seine zähe Arbeit begann und den Moorstrich an der Süd- und Ostgrenze des Herzogthums entstehen ließ, während an der tiefsten Stelle sich die Reste des Wassers in dem großen Tümpel des Dümmer Sees sammelten.

Der landschaftliche Reiz dieser Berge liegt nicht in ihrer nur mäßigen Höhen- und Thalbildung, sondern in den weiten Ausblicken und freundlichen Ansichten, die sie wegen ihrer isolirten Lage inmitten der Ebene trotz der nur geringen Höhe von etwa 500 Fuß über dem Meerespiegel darbieten.

Wir gehen vom Orte aus das enge Thal eines kleinen Baches, der Bezadde, herauf, an mehreren Mühlen und einem stattlichen Bauernhause mit großem Weiher vorbei, welches einst der Haupthof der bedeutenden, später in den Besitz des Osnabrücker Domcapitels übergegangenen tecklenburgischen Besitzungen in dieser Gegend war. Von der Höhe repräsentiren sich im Vordergrunde die rothen Dächer des Ortes, überragt von dem weißangestrichenen vierschrotigen Kirchthurme. Nach beiden Seiten schließen Reihen buschumgebener Bauernhäuser die Ansicht.



Weiter gehen wir direct über das Plateau und gelangen auf steinigen Fußpfäden durch Föhrenanpflanzungen bis an den nördlichsten Rand zu einer Stelle, dem sogenannten Hexenbusche, wo sich eine Rundschau auf das ehemalige Inundationsgebiet der Hase eröffnet. Meilenweit schweift der Blick in das Land hinein, über Haiden und grüne Wälder, über Ackerflächen und die Siedelungen der Menschen, aus deren Mitte sich die Backsteinbauten der neuen Gotteshäuser erheben, mit denen Frömmigkeit und kirchlicher Eifer das Münsterland bedeckt hat. Hier habe ich oft gestanden und wenn das Auge auf der sonnig hingebreiteten Fläche weilte und vorwärts in immer weitere Fernen zu dringen suchte, umfing Herz und Gemüth jenes Gefühl sehnsüchtiger Wanderlust, das den Tiefländer auf hohen Aussichtspunkten zu beschleichen pflegt und dem Goethe in einer wunderbaren Stelle des Faust so ergreifenden Ausdruck verliehen hat.

Nun kreuzen wir die Steinfelders Straße. Von den Ruhebänken an derselben genießen wir reizende, vom Walde eingerahmte Durchblicke auf den Dümmer See. Der aufsteigende Bergvorsprung dort mit den vom Regen ausgespülten Rinnen an beiden Seiten ist der sagenberühmte Mordkuhlenberg, der den Namen von einer Räuberbande bekam, die einstmals hier ihr Unwesen getrieben haben soll. Wir lassen uns die Mühe einer kleinen Steigung nicht verdrießen und werden belohnt durch die jetzt nach Süden sich eröffnende Aussicht, nicht so weit in die Ferne hinein, wie die eben beschriebene, aber bunter durch die wechselnden Farben im Vordergrunde und in der Mitte. Zunächst vor unseren Füßen dunkle Tannen-



bestände auf der Abdachung des Höhenzuges, dann ein fruchtbares Ackerlande, das in das innere Knie der seitwärts sich wendenden Kette einbuchtet und Dörfer, Mühlen und einzelne Höfe auf seinem sanft gewellten Rücken trägt. Nach Süden und Osten verläuft das angebaute Land in bräunlich schimmerndes Moor. Vor uns umschließt ein langer Gebirgszug den Horizont und jener Einschnitt am äußersten Ostende ist das bekannte Thor, welches bei Minden den Eintritt in die westfälische Ebene markirt. Das Ganze ist die westliche Weserkette, die mit dem Wittekindsbirge bei Minden ansetzt und unter verschiedenen Namen, Mindensche Bergkette, Wiehengebirge, Lübbecker Berge, Capperler Berge westwärts sich zur mittleren Hasegegend wendet, während sie nördlich ohne Vorhöhen in das Tiefland abfällt. Links steigt in unmittelbarer Nähe der Stemshorn einsam aus der Ebene empor. An seinem Fuße zieht sich die Pappelreihe einer napoleonischen Heerstraße hin, welche die Gemeinden in harter Frohnarbeit auf das Geheiß des Imperators anlegen mußten, und erglänzt die breite Wasserfläche des Dümmer, der, so eintönig und wenig interessant seine Ufer im Moore auch sein mögen, von der Höhe gesehen, überall der Landschaft Leben und Bewegung verleiht. Gleiche Ausichten haben wir vom Wahnberge bei Bergfeine, von der hochgelegenen Schnatmühle auf der einstigen Markengrenze zwischen Osterdamme und Borringhausen. Und wenn wir von der letzteren hinabsteigen, gelangen wir zu den ältesten Höfen der Umgegend, zu dem Meier- und dem Holzgrafenhofe bei Bockern, beide einst ungetrennt und ein Besizthum der Osnabrücker



Kirche. Hier steht auf dem Felde eine uralte Buche mit massigem Stamme und prächtig gewölbter Krone, ganz darnach angethan, als wenn schon der alte Sachse unter ihr dem Naturwesen seines Glaubens rohe Verehrung darbrachte und der christliche Missionär gerade deshalb hier den Platz zu einer Capelle wählte, die noch heute in jedem Frühjahre das Ziel einer Bittprocession der Landleute bildet.

\* \* \*

Generationen des Menschengeschlechtes waren vergangen, seitdem nach den Verwüstungen der Eiszeit Norddeutschland sich wieder begrünt und mit lebenden Wesen bevölkert hatte. Die Nachkommen der alten Höhlenbewohner hatten eine Stufe der socialen Ordnung erreicht, auf welcher ihnen Ideen von Staat und Religion nicht mehr fremd waren, und in diese Zeit reichen die ältesten geschichtlichen Erinnerungen hinein, welche unbekannte Ahnen auf diesen Bergen hinterlassen haben, jene langen Reihen der Steindenkmäler, zu denen sie die aus den Muränen der nordischen Gletscher zurückgebliebenen Blöcke zusammenthürmten, muthmaßlich, um ihrer Gottheit eine Stätte der Verehrung oder ihren Helden das Grab zu bereiten.

Wer auf der Chaussee nach Börden wandert, trifft gleich hinter dem Orte rechterhand 2 solcher Hühnensteine. Das schönste Denkmal aber liegt ungefähr auf der höchsten Erhebung der Berge, jetzt vom herrschaftlichen Föhrenkampe umgeben. Trotzdem die spätere Zeit den größten Theil der Steine zur Verwendung für Bauten und Ein-



friedigungen verschleppt hat, sind noch in ungefähr 100 Fuß Länge und 20 Fuß Breite 50 gewaltige Steine vorhanden, roh und ungefügt, theilweise umgestürzt und versunken, aber augenscheinlich von Menschenhand zu einer fortlaufenden Reihe von Ost nach West geordnet. Noch ist das Volk nicht enträthelt, welches überall längs der Küste von Rußland bis Portugal jene Steinmassen gehäuft hat. Vielleicht waren es Indogermanen, welche von der Hochebene Asiens aus in das nördliche Europa gezogen kamen. Vielleicht noch die Urbevölkerung, welche vor dem Einbruche der überlegenen Rasse hier ihre Wohnplätze hatte.

Bestimmter weisen die alten Begräbnißstätten mit ihren Todtenurnen auf unsere nächsten Anverwandten, die heidnischen Germanen hin, die nach der Aussage ihres ältesten Historikers, des Römers Tacitus, die Sitte der Feuerbestattung besaßen. Runde, niedrig aufgeworfene Hügel verrathen die Stelle und nicht ganz tief unter der Oberfläche kommen die Scherben oder wohl erhaltenen Gefäße in Urnenform zu Tage, von röthlich gebranntem Thon, oft mit Verzierungen versehen, von der Wurzel des Haidekrautes fest umschlungen oder durchwachsen, angefüllt mit Knochentheilen und Brandresten und in der Mitte des Kreises zuweilen der ehemalige Feuerplatz, dessen Kohlen in dem trockenen Sande so frisch und unverzehrt erhalten sind, als wäre erst gestern die Flamme erloschen, welche dort in ihrer Gluth Holz und Gebein verzehrt hat. Auf den Holzstoß, oft von seltenen Hölzern, legte man damals den Todten, und wenn das Feuer mildthätig sein Werk verrichtet hatte, nahen langsam die





umherstehenden Verwandten und Leidtragenden. Sie sammelten die Knochenüberbleibsel und packten sie in die Urne, welche sie in das frische Grab betteten und mit einem Hügel bedeckten. Was dem Manne oder der Frau theuer gewesen war, Schmucksachen oder Geräthe zum Gebrauch für das jenseitige Leben, gab man dem lieben Todten mit. Jede Familie hatte ihren gemeinsamen Verbrennungs- und Beisetzungsplatz und so entstanden jene Friedhöfe auf den Bergesspitzen oder in der stillen Haide, die uns mit den Resten ihres Inhaltes so manches Licht über das Leben unserer heidnischen Vorfahren entzündet haben.

Durch die Berührung mit den alten Culturstaaten am Mittelmeere treten jetzt die deutschen Stämme in die Geschichte ein und ihr langer Kampf mit der römischen Uebermacht zieht sich bis in diese nördlichen Gegenden hinab, welche von den Angrivariern, den Nachbarn der Bructerer und Cherusker, bewohnt waren. Der Teutoburger Wald, in welchem nach der seitherigen Tradition Varus durch den jungen Cherusker Armin jene schreckliche Niederlage erlitt, liegt kaum einige Meilen von der südlichen Bergkette bei Osnabrück entfernt, dem Osning mit der uralten Iburg. Es war deshalb keine zu große Verschiebung, als man die Vertlichkeit neuerdings in das Osnabrücker Land selbst verlegte, und namentlich aus den merkwürdig zahlreichen Funden von Rötermünzen aus der Zeit des Augustus in der Nähe des Gutes Barenau den Schluß zog, daß die Schlacht bei Venne und Engter, in dem Engpasse zwischen dem südlichen Rande des großen Moores und dem nördlichen Abhange des Wiehengebirges stattgefunden habe.



Im Jahre 15 aber hatte Armin voll tiefsten Zornes über die Gefangennahme der Thusnelda noch einmal die ihm ergebenen Stämme zum Aufruhr gebracht, und Germanicus rückte gegen ihn, nachdem er mit 40 Schiffen über die See gesetzt war und sich an der Ems mit den auf dem Landwege vorgerückten Präfecten Cäcina und Pedito vereinigt hatte. Das Heer kam an die Wahlstatt, wo Varus gefallen war, und bestattete hier die Reste der Erschlagenen. Armin selbst war in unwegsame Gegenden entwichen und nach einem unentschiedenen Kampfe stand Germanicus vom weiteren Vordringen ab. Beim Rückzuge jedoch hatte Cäcina die ganze Wucht der Deutschen auszuhalten. An den berühmten langen Brücken im Sumpflande, den Pontes longi, ward er angegriffen, ihm drohte das Schicksal des Varus und nur die Beute- gier der Feinde ließ ihn entschlüpfen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß mit diesem Ereignisse eines der merkwürdigsten Ueberbleibsel der alten Zeit in Verbindung gebracht werden darf, die Reste von früheren Wegen, die kunstmäßig aus Lagen hölzerner Bohlen von dem Ostabhange der Dammerberge über das Moor bis zum gegenüberliegenden Sandrücken bei Diepholz oder Lemförde gebaut sind. Solche Dämme wurden südlich von Damme bei Clausing an der Hunteburger Chaussee, zum Hahneberg bei Steinfeld und in Brägel bei Lohne aufgedeckt. Zum Unterschiede von den altgewohnten kunstlosen Aufschüttungen im Moore, die als Zufuhrdämme zu den Dorfsfändern oder als Kirchwege für die entfernteren Bauerschaften der ausgedehnten Kirchspiele dienten und unter dem Namen von Knüppeldämmen



oder hölzernen Straßen bis in die Neuzeit bekannt geblieben sind, pflegt man sie Bohlwege zu nennen. Sie bestehen in der Hauptsache aus Längsschwellen, welche direct auf dem Moore oder an schwierigeren Stellen auf einer Faschinen-Unterlage ruhen, und aus quer darüber gelegten gespaltene Bohlen, welche meistens so übereinander lagern, daß die Arbeit von West nach Ost vorgerückt sein muß. Ihre Breite beträgt ca. 3 Meter und ihre Festigkeit ist wohl geeignet, einem schwer bepacten Heere mit allem Troß den Uebergang zu gewähren. Ihr römischer Ursprung wird deshalb ziemlich allgemein angenommen. Eine gleichmäßige, wohlausgebildete Bauweise ist bei allen derartigen Straßenzügen erkennbar, die man bei den Deutschen der damaligen Zeit nicht kennt, während die Römer ausgezeichnete Pioniere waren und in jedem Heere eigene Abtheilungen besaßen, die unter Bedeckung vorausgingen, um das gangbarste Gelände ausfindig zu machen und herzurichten. Der vorherrschenden Richtung von West nach Ost würde der Gang der Römerzüge von der Ems zur Weser entsprechen. Außerdem weisen vielfache Fundstücke in unmittelbarer Nähe auf die Anwesenheit der Fremden hin. Da nun aber derartige Bohlwege sich mehrfach auch anderwärts in den Mooren zwischen der Ems und Weser finden und muthmaßlich auch in späteren Zeiten von dem römischen Hausirhandel benutzt wurden, der von den Grenzlanden bis ins Innere Deutschlands drang, so mag es immerhin gewagt erscheinen, ohne genauere Anhaltspunkte die Bohlwege in dem Dammer und Diepholzer Moore für einen einzelnen geschichtlichen Vorgang und einen bestimmten Zeitpunkt in Anspruch zu nehmen.



Im Jahre 16 landete Germanicus nochmals an der Ems, nicht weit von ihrer Mündung, und marschirte gegen die Deutschen, vielleicht auf einer jener alten Römerstraßen, die quer durch das unruhige Gebiet zur Weser führten. Die südliche dieser Straßen folgte dem Laufe der Lippe, die nördliche überschritt bei Tuderium oder Dütthen die bis dahin schiffbare Ems und wandte sich dann zwischen den Mörren des Meppenschen Gebietes auf dem trockenen Rücken des Hümlings bis zur Cloppenburgur Geest und zur Gartherhaide, wo sie von Bühren auf dem alten Foltweg verlief, der durch die Grafschaft Hoya zur Weser ging.

Am diesem Flusse schlug der römische Feldherr sein Lager auf, und auf einem Felde mit Namen Idisia-viso, das zwischen dem Flusse und dem Hügel lag, entspann sich jene Schlacht, in welcher die Germanen der überlegenen Tactik ihrer Gegner unterlagen und 10 000 Schritt weit mit ihren Leichen und Waffen das Feld bedeckten. Das Heer begrüßte auf der Wahlstatt den Tiberius als Imperator und errichtete aus den erbeuteten Waffen eine große Trophae mit den Namen der besiegten Völker. Aus Erbitterung über diesen Anblick und schon bereit, über die Elbe zu entweichen, ergreifen die Deutschen noch einmal die Waffen, und bei dem hohen Walle, welcher das Gebiet der Angrivarier von dem der Cherusker trennt, entsteht aufs neue der Kampf. Die Römer schicken Schleuderer und Wurfmaschinen vor, um die Feinde von dem Walle zu vertreiben, den sie dann im blutigen Handgemenge erstürmen. Darauf führt Germanicus die Legionen wieder den Fluß Ems entlang über den Ocean zurück.



Leider ist über die Lage von Idisiaviso und dem Agger Angrivarius, die eigentlich den Kernpunkt aller Streitfragen bildet, noch nichts Sicheres ermittelt, so daß die Conjecturen über diese Vertlichkeiten, in welchen Damme wegen seines mit einem Walle gleichlautenden Namens eine nicht unbedeutende Rolle spielt, sich in einem weiten Umkreise bewegen.

Die Angriffe der Römer waren zurückgeschlagen und in den folgenden Jahrhunderten begannen die Deutschen selbst heutigetierig in die schönen Länder des Südens einzubrechen, wo sie aus dem zerbröckelnden römischen Weltreiche neue Staatswesen gründeten. Im innern Deutschlands hatten sich seit dem 3. Jahrhundert die kleinen zurückgebliebenen Stämme zu großen Völkerbünden vereinigt, und auf dem weiten Raume der norddeutschen Tiefebene vom Harz bis zur Nordsee und von der Elbe bis zum Niederrhein saßen nunmehr die Sachsen, dreifach getheilt in Westfalen, Engern und Ostfalen und in starrer Unbeugsamkeit dem heidnischen Götterglauben ergeben. Als der letzte unter den deutschen Stämmen hatte er seine Selbstständigkeit gegenüber dem sich ausbreitenden Frankenreiche zu behaupten gewußt, bis unter König Karl noch einmal die alten Kämpfe aufleben und jetzt fränkischerseits 33 Jahre lang mit Consequenz und Energie fortgeführt werden, so daß sie mit einer völligen Unterwerfung des Sachsenlandes unter die Herrschaft des Christenthums und des Frankenkönigs enden. Noch einmal erscheint von Süden her ein Eroberer in dieser Gegend und grausamer, als je der Römer Germanicus auftrat, bezeichnen Verwüstung und Brand seinen Weg



Es ist Pippins Sohn, der Große Karl. Er kam im Jahre 785 von der Chresburg, umging den Osnung und das Wiehengebirge, durchzog den Dersagau und verfolgte auf einer jener Militairstraßen, die schon unter den Römern eine große Bedeutung gewonnen hatten, seinen Marsch bis zur Weser und Elbe, hinter welcher die Sachsen ihren Rückzug genommen hatten. Wie der Cherusker Armin dem Varus und Germanikus, so tritt der Gaufürst der westfälischen Sachsen, Widukind oder Wittekind, dem fränkischen Eroberer gegenüber und verkörpert in seiner Person den Widerstand des Volkes, dem man die angestammte Freiheit und den Glauben der Väter zu rauben droht.

So gering die Ausbeute ist, welche die gleichzeitigen Annalisten an beglaubigte Nachrichten über Widukind uns überliefert haben, so üppig ist das Sagenewebe, welches die Erinnerung an jenen langen erbitterten Kampf um die Heldengestalt des ersten Anführers geschlungen hat. Jene Kette des Wiehengebirges, die man von Damme aus in ihrer ganzen Ausdehnung sieht, bewahrt den größten Schatz dieser Sagen, so daß sie recht eigentlich ein Wittekindsgebirge genannt werden darf. Am südwestlichen Abhange des Gebirges bei Osnabrück fand am Schlagforderberge, da, wo jetzt der Bahnhof der Paris-Hamburger Bahn steht, die Entscheidungsschlacht statt. Am Ende des Höhenzuges liegt Minden, der zweite Bischofssitz, welchen Karl der Große nach Osnabrück gründete, und in der Nähe Egner, wo der Christ gewordene Wittekind die letzten Jahre still auf seinen Gütern verlebte, welche der großmüthige Feind in seinem



Besitze gelassen hatte. Hier in der Kirche ist er der Sage nach begraben, und rings umher wohnen auf großen Höfen die Nachkommen der Sattelmeyer, die zu Lebzeiten das Gefolge des alten Bauernherzogs bildeten.

Auf dem Wiehengebirge liegen eine Reihe von alten Verschanzungen, bald rund mit mehrfachen Umwallungen, Rundwälle genannt, oder durch einen oder mehrfache Quermälle abgeschlossene Bergzungen, Wallburgen genannt. Die Sage bringt auch sie mit Wittekind in Verbindung. Rund umher hatte er seinen Privat-Besitz und barg er sich mit seinem Volke, wenn das Kriegsglück ihm nicht hold war. Vielleicht aber hatten diese Befestigungen, die meistentheils auf dominirenden Anhöhen oder Ausläufern von Hügelreihen erbaut sind, schon früher in den Kämpfen mit den Römern oder der verschiedenen Völkerschaften unter sich Verwendung gefunden und dienten nun auch den Sachsen zur Abwehr der Franken und später den letzteren zur Sicherung des eroberten Landes. Auch sind diese Burgen keine vereinzelte Erscheinung auf dem hiesigen Schauplatze, sondern, wie die Steindenkmäler und Hünengräber, mit einem gleichförmigen Typus ebenfalls in anderen deutschen Gegenden bis nach Polen und Rußland hin verbreitet, wenn sie auch auf dem Wiehengebirge und weiter bis nach Versenbrück zu sich in merkwürdig großer Anzahl finden. Zu ihnen gehört auch die Ssburg bei Osnabrück, die Wildagenburg an der Porta-Westfalica, die Hartesburg oder Harzburg, und ihnen ist auch jene merkwürdige Burg bei Damme zuzuzählen, die Olleborg, deren Spuren bis heute wohl erkennbar sind. Sie liegt ca. 1 Stunde nordwestlich von dem Orte bei





Handorf auf dem Rücken eines Hügelvorsprungs, von 3 Erdwällen eingeschlossen und im Süden durch tiefe Niederungen geschützt, in denen der Handorfer Mühlenbach entspringt. Von ihrer Höhe erblickt man den größten Theil der Deesberger Mark und den nachherigen Dersegau, weshalb sie auch die Derfaburg genannt wird. An ihr vorbei führte der Hauptheerweg von Osnabrück nach Behta, welcher das große Moor auf den nächsten Sandhöhen umging, bis Bischof Benno im 12. Jahrhundert den directen Weg durch das Wittenfeld anlegte. Inwieweit sie mit den späteren oder gleichzeitigen Befestigungslinien, den sogenannten Landwehren in Verbindung stand, muß dahin gestellt bleiben. Gleiche Anlagen sind weiter nördlich der Heidenwall bei Ganderfesee und die Leuchtenburg bei Raftede.

Noch andere Befestigungen lagen eine Stunde südseits von Damme bei Sierhausen auf einer sich weit in das Moor hineinstreckenden schmalen Landzunge, aus 3 Theilen bestehend und von den Anwohnenden die Schanzen genannt. Es sind Erdwälle mit Graben- und Brustwehren, die eine unregelmäßige gradlinige Figur bilden. Sie gehören deshalb, wie es scheint, einer späteren Zeit an, indem schon die Franken unter Karl dem Großen das frühere System der runden Befestigung verließen und die von den Römern übernommene Methode der viereckigen Verschanzung befolgten. Vielleicht gehen sie noch später in die moderne Zeit hinab, weil die glatten Linien auf eine Vertheidigungswirkung durch das Feueergewehr berechnet zu sein scheinen. Eine alte Tradition bezeichnet sie als Schwedenschanzen. Sie waren nach ihrer jetzigen



Anlage bestimmt, den Uebergang über das Moor nach Hunteburg gegen einen Angriff sowohl von Norden als von Süden zu decken. Aber wie die Burgen werden sie an einem solchen strategisch wichtigen Punkte den gleichen Zwecken selbst in weit auseinander liegenden Perioden gedient haben und demnach auch der jedesmaligen Befestigungskunst oder der zufälligen Vertheidigungsrichtung entsprechend verändert sein.

Mit der Einfügung des Sachsenlandes in das Frankreich und der Herrschaft des Christenthums beginnt die größte Umwälzung, welche das Leben unserer Altvordern getroffen hat. Karl der Große theilt das Land in Gaue ein und in seinem Gefolge erscheinen die Priester und Mönche, welche die Botschaft von einem neuen Gotte dem gedemüthigten Volke verkünden. Sie dringen immer weiter in die Landschaft hinein, sie fällen die Göttersäulen und werfen die aufgehängenen Pferdeköpfe auf den Ager, sie stürzen die Opfertische und richten die Steine der heidnischen Gräber zu den starken Mauern her, auf welche sie die christliche Kirche zimmern mit ihrem Chor, Altar und Taufstein, daneben die Glocke auf hohem Gerüst und herum der Kirchhof für die Leichen, die man nicht mehr verbrennen darf, um ihren Leib für die Auferstehung zu bewahren.

Zu Wisbeck hatte Abt Castus, vermuthlich noch zu Zeiten Karls des Großen, das erste Missionshaus gegründet, von welchem aus schwarze Mönche vom Orden der Benedictiner eifrig der Bekehrungsarbeit oblagen. Und in langer beschwerlicher Fahrt über die schneebedeckten Alpen führt Graf Walbert, Wittelinds Enkel, die Ge-



heine des heiligen Alexander heran, eine kostbare Gabe, welche er sich vom Pabst erbeten hatte, um das Volk an seinem Stammsitze in dem Anblicke des wahren Gottes zu bestärken. So groß war der Ruf von der Wunderkraft dieser Reliquien, daß aus allen sächsischen Gauen Andächtige und Kranke herbeieilten, um den geweihten Knochen ihre Verehrung zu bezeugen und sich heilen zu lassen. Auch in Damme ist ihr Weg noch zu erkennen, den ein Fuldaer Mönch, ein Freund des Grafen, uns genau beschrieben hat. Sie übernachteten auf der Villa Bochorna, dem großen Hofe zu Bokern, da zu dieser Zeit noch keine Kirche in Damme war, und setzten dann den Weg nach Wildeshausen fort. Vor dem Glanze dieser Reliquien erbleicht der Ruhm der älteren Missionsstätte zu Wisbeck, die von da an in der Geschichte verschwindet. Und immer siegreicher erhob über das absterbende Heidenthum der Christengott seine Fahne, immer mehr gelang es der klugen und geduldigen Arbeit seiner Glaubensboten, den Bauern von den Erinnerungen der Vorzeit loszureißen, so daß er die Denkmäler der Heide wie eine fremde Welt betrachtete und nicht auf den Gedanken kam, daß es doch auch seine Vorfahren waren, die hier auf den Steinen ihren Göttern das Opfer gebracht und darunter ihren Todten das enge Haus bereitet hatten.

Anderere Männer aber gründeten am südlichen Abhange der Hügelfette, wo die Wege vom Moore her das feste Land wieder erreichten und den Uebergang über die Berge suchten, ein Gotteshaus. Es war die Hauptkirche in dem neuen Gaue Derfaburg, der aus den Haupttheilen der Deesberger Mark gebildet war, und lange Zeit die



einzig, bis sich im 12. Jahrhundert von ihr die Tochterkirchen zu Steinfeld und Neuenkirchen abzweigten. Im weiten Umkreise sammelte sie die Neubefehrten, und wenn ihre Glocken am Sonnabend den Festtag einläuteten, so wiesen ihre Töne den weit entfernt wohnenden Kirchgängern über die Bohlendämme im Moore, über die Berge, durch Sumpf und Erlengehölz den Weg, den sie schon Tags vorher antreten mußten, um zur Frühmesse rechtzeitig am Platze zu sein. Sie brachten in den am Kirchhofe belegenen hohen Speichern die Nacht zu, in welchen bei unruhigen Zeiten auch die benachbarten Höfe Hab und Gut zu bergen pflegten. Bald siedelte sich Kram und Gewerf um den Platz an. Aus dem kirchlichen Mittelpunkte wurde ein Markt für die Landbevölkerung und die große Verkehrsstraße, die von Bremen aus bei Wildeshausen die Hunte überschritt und sich dann über Bechta nach Osnabrück und dem Rheine wandte, bevor erst viel später die östliche Straße durch die Moore von Diepholz und Lemförde eröffnet wurde, fand hier einen Haltepunkt.

So entstand der Ort, der sich eng an den Berg-  
abhang lehnte und weithin das fruchtbare Gelände und  
das Moor beherrschte.

\* \* \*

Als die deutschen Völkerschaften in der Zeit zwischen  
Cäsar und Tacitus vom Nomadenthum zur Sesshaftigkeit  
gelangt waren, bildete die gemeinsame Ansiedelung der  
militairischen Abtheilung der Hundertschaft den ersten  
Gemeindeverband und noch bis zur Neuzeit ist, wenn



auch sehr abgeschwächt, das Dorf oder die Bauerschaft der Mittelpunkt eines communalen Lebens geblieben. Der Vorsteher des Dorfes, der Burrichter, urtheilte über fahrende Habe und Geldschuld, er entschied mit der Gemeinde alle Besitzstreitigkeiten, schlichtete Händel über Wege, Grenzen und Zäune und führte die Burgenossen zur Landesversammlung und zur Landesvertheidigung. In Bezug auf das zwischen ihnen liegende uncultivirte Land aber bildeten die verschiedenen Dorfschaften wieder den Markenverband, eine wirthschaftliche, jedoch mit der alten Hof- und Wehrverfassung aufs Engste zusammenhängende Genossenschaft, die Jahrhunderte lang als der wichtigste Bestandtheil der so höchst interessanten westfälischen Agrarverfassung gegolten hat.

Die Mark war bestimmt, in gemeinsamer Benutzung den Genossen die unentbehrlichsten Bedürfnisse jeder Hofstelle zu sichern, Weide für das Vieh und Holz und Feuerung für das Haus. Daraus folgt ihre Bedeutung für die mittelalterliche Bauernwirthschaft, die im Wesentlichen auf Viehhaltung basirte und in welcher obenan die Schweinezucht stand, deren geräucherte Producte schon zu den Zeiten der Römer einen Hauptausfuhr-Artikel Westfalens gebildet hatten. Wo jetzt der Boden von der Sonne gedörrt oder durch den Plaggenhieb aller Vegetation beraubt ist, standen einst die Eichwälder der Mark, nicht so dicht und gleichmäßig, wie sie die moderne Forstkultur anlegt, sondern in Haufen vertheilt und mit breitästigem Holze, wie sie die regellose Ansamung erzeugt. In den zahlreichen Lichtungen und auf dem angrenzenden grünen Moore aber weidete fleingestaltetes Rindvieh, und



unter dem Holze fanden Heerden von Schweinen reichliche Mast von Eichel- und Bucheckern. Als so wichtig galt diese Fütterungsmethode, daß man für sie auch den freien Platz um das Gehöft und alle Wege mit Bäumen bepflanzte, wodurch noch jetzt die Landschaft ihren wechselvollen Character bewahrt hat.

Weil in dem Markengerichte die rechten Bewohner der Erben und Höfe ohne Unterschied, ob sie frei oder hörig waren, als Genossen erschienen, hat die Markgenossenschaft gleich wie der Deich- und Sielverband der Marsch, der unerbittlich Alle unter die gleiche Pflicht des Deichzwanges beugte, am längsten das Bild der alten Freiheit und Volksverfassung bewahrt. Der Markrichter erkennt in öffentlicher Versammlung unter freiem Himmel über den Frevler, welchen die zur Aufrechterhaltung der Ordnung berufenen Mahlleute ihm zur Anzeige gebracht haben. Will er aber gegen einen Widerspenstigen ein Urtheil vollstrecken, so darf er sich nicht an seiner Person oder seinem Gute vergreifen. Er schließt ihn nur von der Gemeinschaft aus, indem er sein Vieh pfändet und sein Haus zupfählen läßt, bis er Folge leistet.

Die Deesberger Mark, welche mit ihrem Mittelpunkte in Damme außerdem die Kirchspiele Holdorf, Neuenkirchen und angrenzende preußische Bauernschaften umfaßte, war eine der größten des Nordlandes. An 3 verschiedenen Stellen wurde in ihr das jährliche Gericht unter dem Vorsitze des Holzgrafen gehalten, in dem einen Jahre auf der Straße in Damme, wo bei Leibers Hause die Höltingsbank stand, das andere Jahr auf dem Havixberge zwischen Damme und Neuenkirchen, das dritte Jahr



auf der Straße zu Neuentkirchen. Hier wurden Köhrun-  
gen für das Beste der Mark vereinbart, Excesse in der  
Mark, die in der Zwischenzeit begangen waren, angezeigt  
und bestraft. Dabei vertrank man das Bier, welches der  
ohne Entschuldigung Ausgebliebene oder der junge Wehr-  
fester geben mußte, der nach dem Antritte der väterlichen  
Stelle zum ersten Male in der Genossenschaft zur feier-  
lichen Beeidigung erschien.

Mancherlei Umstände wirkten zusammen, um seit dem  
Beginn des 18. Jahrhunderts eine Umwandlung der  
überkommenen Markewirthschaft herbeizuführen. Mit  
der zunehmenden Bevölkerung hatte der nach Sonder-  
eigenthum strebende Ackerbau an Bedeutung gewonnen.  
Die Märker machten von dem Zuschlagsrechte ausge-  
dehnten Gebrauch und siedelten Söhne und Töchter auf  
den Rodungen an. Es ist wahrscheinlich, daß auf diese  
Weise auch bei Damme schon früher vor den alten  
Colonendörfern Rüschenhof, Borringhausen und Holdorf  
die Rötteransiedelungen Dümmerlohausen, Hüde und Glad-  
derlohausen entstanden sind. Den entschiedensten Ueber-  
gang zur Ackerwirthschaft aber vermittelten hier, wie in der  
Marsch, zum Schluß des Jahrhunderts einige Hunger-  
jahre und der siebenjährige Krieg. Hatte der Bauer vor  
Zeiten nur so viel Korn gebaut, um Brod für seinen  
Haushalt zu haben und die schuldige Garbenzahl an den  
Gutsherrn und den Zehnten an die Kirche entrichten zu  
können, so suchte er jetzt den Ueberschuß zu versilbern  
und vermehrte die urbare Fläche, indem er Holz und  
Bruchland rodete und bei sorgfältiger Abwässerung hier  
jetzt einen viel fruchtbareren Boden fand, als auf den



uralten Ackerplätzen der hohen Heide. Es begann jene Periode der Bauernwirthschaft, die trotz aller Rückschläge in den Kornpreisen, namentlich in den 20ger Jahren, sich bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts gehalten hat, in welcher Wald und Wiese dem Acker wichen und das Vieh nur als nothwendiges Uebel behufs der Düngerproduktion angesehen wurde. Nachdem der bessere Markengrund als Bauland mehr Werth bekommen hatte, fingen auch die Gemeinden an, wenn sie durch Einquartierungen, kriegerische Durchzüge oder Bauten in Schulden gerathen waren, durch Verkauf von Zuschlügen auf die bequemste und am wenigsten drückende Art sich ihre Lasten zu erleichtern. Der Holzreichthum aber war bereits gegen Schluß des Mittelalters durch schlechte Nutzung und Verschwendung arg mitgenommen, der 30jährige Krieg und die anwachsende Bevölkerung, welche das neue Element der Heuerleute in sich aufnahm, thaten das Ihrige, um die letzten Bestände allmählig zu vernichten, so daß auf der entblößten Heide wenig mehr als eine farge Trift für genügsame Schafe übrig blieb.

Die wirthschaftlichen Gründe, welche auf eine Minderung der Zahl und Größe der Marken hindrängten, fanden eine Unterstützung in der zunehmenden Einwirkung der Landesherrschaft auf die Verwaltung der Genossenschaft.

Das Amt des Markenrichters beruhte ursprünglich wie jedes Richteramt auf der Wahl der Genossen. Die Wahl fiel herkömmlich auf den hervorragendsten Grundbesitzer, und weil dies wegen der Domänen oder sonstigen gutspflichtigen Stellen meistens die Landesherrschaft war,



so wurde im Osnabrück'schen wie im Münsterlande der Bischof Markenrichter, wo nicht, wie z. B. in der Herrlichkeit Dinlage, es einen besonders eximirten Gutsherrn gab oder, wie in den kleinen Städten, die Bürger keinen Patrimonialherrs unterworfen waren und daher die Magistrat die markenrichterlichen Geschäfte ausübten.

Und von jetzt an theilt sich der Gang der Entwicklung. In den alten Grafschaften bemächtigte sich muthmaßlich unter Einwirkung der seit dem 16. Jahrhundert aufgebrachten Lehre von der Regalität, die auch für das so hoch geschätzte Recht auf den Anwuchs in den Marschdistricten maßgebend war, der Graf des Eigenthums der Gemeinheiten und gesteht den Genossen nur einen Abfindungsanspruch zu. In den Ländern der Bischöfe zu Osnabrück und Münster war ein derartiger Uebergreif schon deshalb unmöglich, weil der in Domcapitel und auf den Landtagen mächtige Adel ein entschiedenes Interesse an der Conservirung der mit seinen Gutsrechten eng verknüpften Markenverfassung hatte. Jedoch trat auch hier die finanzielle Ausbeutung des Markenrichteramtes bald in den Vordergrund, und seit dem 17. Jahrhundert steht im Hochstifte Münster das Herkommen fest, wonach der Markrichter als Vergütung für seine Dienste ein Drittel der Schüttgelder und Markalbrüche und bei Veräußerungen oder Zuschlägen als Entschädigung für den Wegfall dieser Gebühren ein Drittel des Werthes des Grundes erhielt. Später ging man noch weiter, indem man bei Theilungen statt der Geldentschädigung das Drittel in Grund und Boden verlangte, und ein wirthschaftlicher Nothstand, die Dämpfung der in den weiten Marken viel-



fach vorhandenen Sandwehen, gab Anlaß, diesen Anspruch zunächst für einen speciellen Zweck gesetzlich ins Leben zu rufen. Die Münster'sche Verordnung vom 21. Mai 1771 verfügte, daß die wüsten Sanddistricte in Zuschlag gebracht und mit Nadelholz besät werden sollten, wobei es dem Markenrichter frei gestellt war, jene Entschädigung in einem Drittel des zu besäenden Grundes zu nehmen, zuzuschlagen und in Holzwuchs anzuwenden. Auf diese Weise sind die herrschaftlichen Fuhrenkämpfe im Kreise Cloppenburg und der Fladderlohauser Fuhrenkamp bei Damme entstanden. Hatten sich die Markgenossen dieses Verfahren nicht ungern gefallen lassen, weil ihnen damit ein Theil der lästigen Besamung abgenommen wurde, so machten sich doch die Consequenzen empfindlich bemerkbar, als strebsame Beamte einen Eigenthumsanspruch der Landesherrschaft an der Mark jetzt auch bei anderen Theilungen erhoben. Die 1803 eintretende Oldenburgische Regierung hielt an dieser Tendenz der Münster'schen Bögte fest und vermochte sie um so unbeschränkter, allerdings meistens in der Form freiwilliger Vereinbarungen, durchzusetzen, als das einflußreiche Burgmannscollegium zu Bechta, welches noch 1763 energisch gegen eine Ziehung der Tertia in Natura protestirt hatte, aufgehoben war. Durch das Staatsgrundgesetz und das spätere Markengesetz ist dann dieses Recht verfassungsmäßig begründet und zwar zu dem socialpolitischen Zwecke, die nöthigen Mittel zur Unterstützung kleiner Grundbesitzer daraus zu entnehmen. In der Deesberger Mark hatte der bischöfliche Hof zu Bokern die Holzgrafschaft ausgeübt. 1763 legte der Bischof sie jedoch seinen Beamten zu Wörden



bei, sodaß der Hof nur die Unterholzgrafschaft und die Broge über Haspel, Maaß und Gewicht behielt. Hier war bei einzelnen Ausweisungen die Tertia in Geld bezahlt, bei ganzen Theilungen aber erhielt der Markenrichter 3 oder 4 Vollerbentheile in Land, wofür sich später auch wohl der zehnte Theil oder die Decima festsetzte.

Unter dem Einflusse der eudämonistischen Staatstheorien beginnt man seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nach dem Vorbilde Englands mit der Auftheilung der Gemeindegüter. Ihre politische Bedeutung hatte die Markengenossenschaft verloren, seitdem die Beerbten sich gegen die neuen Zuzügler abgeschlossen hatten und die Mark nicht mehr im Gesamteigenthume der politischen Gemeinde, sondern im Privateigenthume der ausschließlich Berechtigten stand. Die gemeinschaftliche Benutzung in großen Revieren hatte sich kaum anderswo als in den großen Moordistrikten an der ostfriesischen und holländischen Grenze erhalten, während auf besserem Boden und bei stärkerer Bevölkerung die einzelnen Bauerschaften von Alters her Weisungen oder Heimschnaaten für sich abgetheilt hatten. Auch diese verfallen jetzt dem Uebereifer der Beamten. Die ehrwürdigen Marken, das Vorbild und zum Theil die Grundlage der altgermanischen Staatsverfassung, schwinden zusehends dahin und nur wenige hohe Haide oder Moor hat sich ungetheilt bis zur Neuzeit erhalten.

\* \* \*

Es ist mir oft des Nachdenkens nicht unwerth erschienen, wie der in der Markgemeinde sich abspielende



Lebensproceß, der jedem Mitgliede unaufhörlich Veranlassung gab, sich als Wächter der hergebrachten Ordnung zu fühlen und eifersüchtig darauf zu achten, daß der Nachbar nicht durch übermäßige Viehhaltung oder heimliche Aneignung von Markengrund das Recht des Anderen schmälere, auch die Gemüthsbildung des Bauernstandes beeinflussen mußte, bei welchem ohnehin der Eigenthums-sinn die treibende Wurzel der Persönlichkeit gerade so bildet, wie beim Officier die Ehre, beim Kaufmann der Credit. Hat doch erst neuerdings ein geistvoller Jurist in der kämpfenden Bethätigung des subjectiven Rechtsanspruches das ideale Moment der Rechtsentstehung überhaupt gefunden. Die Untersuchung würde sich dann weiter auf diejenigen historisch gegebenen Einwirkungen zu erstrecken haben, die als mildernde Fermente der Charaktermischung geeignet waren, dem trotzigen Egoismus des Höltingsgenossen die Wagschale zu halten, die politische Unfreiheit, die seit der fränkischen Zeit in den mannichfachsten Formen das sächsische Bauernvolk überzog, als noch Friesland den ursprünglichen Stand der Gemeinfreiheit aufrecht erhielt, die katholische Kirche, die es verstanden hat, mit den vielseitigsten Geboten das irdische Leben der Gläubigen an sich zu fesseln und deren schroffes Autoritätsprincip unbewußt auch in der gesteigerten Geltung staatlichen Ansehens reflectirt.

Und noch wie vor Jahrhunderten liegen die Höfe in den Einsenkungen des Thales unter Busch und Wiesen, während das Ackerland die niederen Hügel hinaufzieht. Mit Vorliebe pflegt der Bauer die Reste des früheren Waldes, die das strohgedeckte Haus mit dem Pferdekopf



am Giebel umkränzen. In wenig Landen grünt die Eiche in stolzerer Pracht. Eine Capelle oder das roh in Holz geschnitzte Bild des Gekreuzigten beschirmt den Eingang zum Hause oder zum Felde, wo vor Zeiten vielleicht ein Waldbruder seine Clause erbaut oder der Christ gewordene Vorfahr ein frommes Zeichen zu errichten gelobt hatte, wenn ihn Noth oder Trübsal bedrängte. Die Standesbezeichnung des größeren Bauern ist das römische Wort Colon, während im Münsterlande der Name Zeller üblich ist, im übrigen Herzogthume der Name Hausmann, in der Grafschaft Delmenhorst auch Baumann vorherrscht, welcher den Gegensatz zum Hofmann, Hovemann einer Titulatur der Dienstmannen, des späteren niederen Adels ausdrückt. Diese alten Titel sind hier noch nicht in Mißcredit gerathen, wie in den Marschen, wo der städtisch gewordene Bauer sich so gerne Landwirth, Deconom oder gar Gutsbesitzer zu nennen liebt. Die uralte germanische Anschauung, daß eigentlich die Hufe den Mann macht, ist für die Sitte maßgebend, daß jeder auf eine Stelle Aufheirathende den Namen dieser Stelle annimmt, in Folge dessen die alten Benennungen, die schon im frühesten Mittelalter in den Urkunden vorkommen, in welchen die in der Gegend begüterten Großen ihre Höfe für ein Darlehen zum Pfande setzen, oder eine fromme Edelfrau den benachbarten Klöstern Land und Zehnten zum Geschenke macht, eine bis in die Neuzeit andauernde Geltung gewonnen haben. Und während der Marschbauer diejenige Stelle am meisten liebt, die ihm mühelos den größten Ertrag abwirft oder bequem in der Nähe eine Ortschaft gelegen ist, während er ohne Bedenken den Platz



wechselt, wenn er anderswo ein passenderes Dasein zu finden glaubt, oder verpachtet und verkauft, um in der Stadt oft allzu frühzeitig ein Schlenderleben zu beginnen, hält es den Geestbewohner bis an sein Lebensende auf der ererbten Stelle fest, wo er Bäume gepflanzt und die Haide gebrochen und alles, was sie jetzt an Culturen und äußerer Behåbigkeit bietet, nur um den Preis eines arbeitsamen Lebens zu erzielen vermochte.

Früher besaßen die herrschenden Geschlechter hier große Vorwerkswirthschaften, die Tecklenburger zu Nordhose, der Osnabrücker Bischof zu Bokern. Diese wurden schon bald in eine Reihe zinspflichtiger Stellen zerschlagen, und da zu gleicher Zeit die freigebliebenen Bauern sich in den Schutz einer neu erbauten Grafenburg oder eines mächtigen Gutsherrn begaben, so war bald nach der fränkischen Zeit die persönliche Unfreiheit in stärkerer oder milderer Form das herrschende Kennzeichen des Bauernstandes. Die spätere Jurisprudenz hatte genug zu thun, um alle diese verschiedenen Lebenslagen in die gehörigen Schablonen zu bringen. Man unterschied Eigenbehörige nach Leibeigenschaftsrecht und Eigenbehörige nach Hausgenossenrecht, Hofhörige, die ihre persönliche Freiheit bewahrt hatten, und Meier, die nach Meierrecht lebten. Jene beiden ersten Klassen der Leibeigenen standen sich darin gleich, daß sie Abgaben vom Felde und Vieh zahlten und ihre Kinder zu knechtischen Diensten auf die Burg schicken mußten, daß sie ihren Aufenthalt nicht frei wählen durften und nach ihrem Tode der Herr den ganzen Nachlaß an sich nahm, falls keine Kinder vorhanden waren. Aber die Leibeigenen nach Hausgenossenrecht bildeten zum



gegenseitigen Schutze eine Gemeinschaft, Hausgenossenschaft unter sich, in welcher der Meier des Haupthofes die erste Rolle spielte, die dem Herrn zu leistenden Abgaben an Vieh und Korn in Empfang nahm und zu bestimmten Pflichttagen die Genossen versammelte, um nach dem Urtheile seiner Besitzer, der Redeleute oder Redemeier, ihre Händel zu schlichten und die Auffahrt neuer Hofbesitzer zu ordnen. In solcher Gemeinschaft standen die Hörigen der bischöflichen Tafel, der Domcapitel, Stifter und Klöster.

Nachdem man bereits im vergangenen Jahrhundert Anlaß genommen hatte, der willkürlichen Behandlung der leibeigenen Bauern durch die Gesetzgebung Schranken zu ziehen, haben im jezigen Jahrhundert die französische Zeit, welche die persönliche Leibeigenschaft, und die Ablösungsordnungen, welche die im Gutsverbande enthaltenen geldwerthen Rechte zum billigen Werthe in Wegfall brachten, auch in den südlichen Theilen des Herzogthums den großen Proceß der Grundentlastung zu Ende geführt, dessen letztes Ueberbleibsel, das Zerstückelungsverbot der Stellen, bei der neuen Regelung der Grunderbfolge im Jahre 1876 verschwunden ist.

In dem Haupttheile der Gemeinde Damme besteht der Boden aus verwitterten Sandsteinlagern von bunter Färbung. Je dunkler und poröser diese Ablagerungen sind, desto fruchtbarer ist die Ackerkrume und bei Rüschen-  
dorf nimmt sie jene röthliche Färbung an, welche Westfalen den Beinamen der rothen Erde verschafft hat.

Der älteste gemeinschaftliche Ackergrund jedes Dorfes ist der sogenannte Esch. Hier liegen die Antheile jeder



Stelle zusammenhängend in einer Fläche und uraltes Herkommen bestimmt die gegenseitigen Verpflichtungen der Anlieger. Bis zum alten Mai darf jeder Besitzer den Pflug auf dem Stücke seines Nachbarn wenden, während er nach der Wendezeit auf seinem eigenen Acker die Wendung machen muß. Deshalb darf auf dem Esche auch Nichts eingefriedigt, und die Grenze nur durch Grasfur- chen, Steine oder Pfähle markirt werden. In früheren Zeiten fand nach beendeter Ernte die gemeinsame Stoppelweide statt. Seitdem aber nach der Mitte des vergange- nen Jahrhunderts der Kartoffelbau sich mehrte und man anfang Rüben und Spörgel als Nachfrucht zu bauen, wurde die Stoppelweide als nachtheilig erkannt und ist verschwunden bis auf das freie Umherlaufen der Schweine im Winter und Frühjahr. Durch die fortwährende Zu- fuhr von Pflaggendünger hat sich der Esch gegen das übrige Land erhöht und zum Theil sind auch noch die Wallungen erhalten, die man vormals anlegen mußte, um das in der Gemeinheit weidende Vieh von den Acker- feldern abzuhalten. Auf die Eschländereien folgen die aus den Marken zugeschlagenen oder bei der Theilung erhaltenen Kämpfe, an denen allein ein wahres Privat- eigenthum bestand. Leider sind diese Theilungen fast überall in wenig zweckmäßiger Weise erfolgt, weil man auf eine gleichzeitige Verkoppelung nicht Bedacht genom- men hat, vielmehr jedem Berechtigten in jeder Bodengat- tung seinen Theil anwies und noch dazu über die ört- liche Lage häufig das Loos entscheiden ließ. Nimmt man schließlich die weiter abseits belegenen Bestandtheile jeder Stelle, der Antheil an der Bergmark, der, nachdem mit



der Theilung die Schafweide aufgehört hat, meist mit Tannen bestanden ist, der Antheil im Moore, der zu Wiesen hergestellt ist oder lohnende Torfausbeute gewährt, so ist die Uebersicht vollendet.

Die späteren Ansiedelungen auf Marktgrund oder auf Erbsestücken waren die Kotten, deren Besitzer Markt- oder Erbkötter, wenn er mit dem Verweiser des Colonates den gleichen Namen führte, der Kleine im Gegensatze zum Großen genannt wurde. Auf der Stelle selbst waren der Haupthof und die Leibzucht des abgegangenen Wirthschafsters die einzigen Gebäude, die Abfindlinge zogen, wenn es ihnen nicht gelang, durch Heirath auf eine andere Stelle zu kommen, mit etwas Baargeld in der Tasche ab oder blieben unverheirathet bei dem Haupterben, um zum Besten der Stelle fortzuarbeiten.

Seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts aber bereitet sich eine denkwürdige Umwälzung vor. Flüchtlinge, welche die unaufhörlichen Kriege und Religionswirren in die Fremde vertrieben hatten, Bauern, welche unter dem Steuerdrucke und den fortwährenden Cinquartierungen den Hof verließen, entlassene Söldner, die jetzt als gefährliche Landstreicher umherzogen, entlaufene Knechte und Hörige aller Art, die in den vielen Schlupfwinkeln des Landes vor dem Herrn sich bargen, der ihnen an Leib und Leben wollte, vermehren die Zahl der unangesehenen Leute. Sie nisten sich in Scheunen und Backhäusern ein, graben Erdhütten im Walde und auf der Haide, die Bauern und die Stände klagten, daß die Gemeinde von ihnen ausgezogen und Holz und Weide durch sie beschädigt werde. Lange Verhandlungen werden auf den Landtagen



über sie geführt. Hüffelste ist damals der gemeine Name für diese vagirende Menschenmasse. Erst allmählig bahnt sich ein neuer Zustand an. Die Populationsordnungen der Landesherrn legen sich ins Mittel und heischen von der Bauerschaft die Aufnahme der Zuzügler oder überweisen ihnen die wüsten Erben oder Kotten. Die Fremden sind bewandert in allerlei Künsten oder Gewerben, sie flicken das Geschirr und brauen Tränke für Menschen und Vieh oder besitzen auch wohl etwas Baargeld, um den Bauern bei dringenden Anlässen auszuhelfen. Trotzdem war im 18. Jahrhundert noch wenig von dieser neuen Menschenklasse ansässig gemacht, bis gegen Schluß desselben jene Veränderung in den Wirthschaften vor sich ging, welche den Ackerbau an die Stelle der Viehzucht setzte. Jetzt fängt der Bauer an, die Arbeitskraft der herandrängenden Leute für sich nutzbar zu machen, da sie ihn billiger zu stehen kommt, als wenn er ständige Dienstboten halten oder auf kurze Zeit fremde Arbeiter heranziehen wollte. Holz wächst genug auf dem Hofe und einige Wände sind leicht geklemmt. Und so entstehen niedrige Lehmhäuser um das Hofgebäude, welche den neuen Ansiedlern mit etwas Ackerland überwiesen werden, wofür sie sich zu persönlichen Diensten im Hause und auf dem Felde verpflichten müssen. Bald schließen sich die Hinterleute mit dem Hofe zu einer wirthschaftlichen Einheit zusammen, die auf einem durch Herkommen geregelten Systeme gegenseitiger Naturalleistungen sich gründet und für die Dienenden mit einem Beigeschmacke der Hörigkeit versehen ist. Die Bevölkerung des Landes hat sich um die Hälfte vermehrt. Es giebt Bauern, welche 14 und



mehr Familien und bis 100 Menschen auf ihrer Stelle haben. Es sind von jetzt an die Heuerleute, welche die socialpolitische Physiognomie des Osnabrücker- und Münsterlandes bestimmen.

Die Abhängigkeit der Heuerleute von ihrem Bauern ist stets eine sehr verschiedene gewesen und hat gewechselt vom strengsten persönlichen Dienstzwange mit ungemessenen Diensten bis zu recht milden Verhältnissen und bestimmten, auch mit Geld bezahlten Leistungen. Sie war drückend, wo auch der gutsherrliche Verband drückend aufgetreten war, so namentlich auf der fruchtbaren Strecke von Damme, Dinklage, Lohne, Bakum und Essen. Sie war milde, wo auch der Bauer sich unter einem milden Gutsherrn befand, und verlor sich ganz in jenen Theilen des Kreises Cloppenburg, wo man keine Gutsherrschaft gekannt, und wo vormalig die Friesen und mit ihnen der Sinn für persönliche Freiheit eingewandert war.

Am besten standen sich von jeher die Heuerleute, die am Moore wohnen, welches ihnen Gelegenheit zu mancherlei Nebennutzung und zu einem lukrativen Torfhandel nach dem Hinterlande gewährt. An anderen Stellen war es der Auszug in die Fremde zum zeitweiligen Arbeitsverdienste, der das baare Geld in die kleine Deconomie brachte. Der streitbare Bischof Bernhard von Galen soll zuerst den Einwohnern dieser Gegend, welche unter seinen Fahnen dienten, das wohlhabende Holland gezeigt haben, und nach dem Wiedereintritte ruhigerer Zeiten begannen die wirthschaftlichen Beziehungen zu jenem Lande, die noch heute unendlich wichtig für ganz Westfalen geblieben sind. Das Detailgeschäft in den holländischen Städten ist den



behäbigen Mynheers von den deutschen Handelsbesseren aus den Händen entwunden, die, wenn sie Glück gehabt haben, in das Geburtsdorf als gewiegte Rentiers zurückkehren oder durch reiche kirchliche Stiftungen die Anhänglichkeit an die Heimath bethätigen. Das Mähen und Torfbaggern in der holländischen Niederung wurde ebenso von den Heuerleuten besorgt, die, wenn sie die Hülfe beim Bauern geleistet und den eigenen Acker mit den Pferden desselben bestellt hatten, zu Beginn des Sommers in ganzen Trupps dorthin zogen, um mit blanken Gulden in der Tasche zurückzukehren, mit welchen sie dann die Vorschüsse beim Kaufmann bezahlten oder ein junges Schwein zum Fettmachen einkauften. Da indessen mit der Abwesenheit immerhin Verlust für die eigene Wirthschaft verbunden war, auch das feuchte Klima der Niederlande der Gesundheit Schaden brachte, so ist das Hollandgehen in der Neuzeit einigermaßen in den Hintergrund getreten. Am regelmäßigsten wird noch von Steinfeld aus die Fahrt auf den Heringsfang gemacht.

Die Existenz einer so zahlreichen, in Unterthänigkeit auf den Bauernhöfen lebenden Menschenklasse würde trotzdem eine nicht geringe sociale Gefahr gebildet haben, wenn sie nicht ihr Gegengewicht in der Beharrlichkeit der ländlichen Verhältnisse selbst gefunden hätte. Die ganze Stellung der Heuerleute beruht noch jetzt fast ausschließlich auf Herkommen. Niemals hat sich die staatliche Gesetzgebung, welche im vergangenen Jahrhundert die Eigenbehörigkeit der Bauern geregelt hatte, der Heuerleute angenommen, obgleich mehrfach commissarische Untersuchungen stattfanden, um wenigstens die schlimmsten Auswüchse



dieses Wirthschaftssystems, namentlich die Ungemeßheit der Dienste und die willkürliche Kündigung, abzuschneiden. Wenn gegenwärtig die Heuerleute im Allgemeinen in ganz leidlichen Verhältnissen leben, so liegt der Grund weniger darin, daß ihre rechtliche Lage eine Besserung erfahren hat, sondern darin, daß die Concurrenz zu ihren Gunsten ausgefallen ist und ihre Arbeitskraft für den Bauern einen höheren Werth darstellt.

Ein schwieriges Uebergangsstadium wurde aber zunächst durch zwei Umstände hervorgerufen, durch die fortschreitende Theilung der Marken und den Verfall der als häusliche Nebenbeschäftigung betriebenen Leinenindustrie.

Wo die Mark fruchtbares Land enthielt, hat der Uebergang in die Einzelwirthschaft bedeutenden Nutzen auch für den Heuermann geschaffen, indem mit der Vermehrung des Anbaues die Nachfrage nach Arbeitskräften sich hob. Wo die Mark aus magerer Heide oder Sand bestand, ist ihre Theilung, falls nicht größere Holzculturen erfolgten, meistens von wenig Vortheil gewesen und von dem Beamten oft mit viel zu viel Eifer betrieben worden. Die ehemals freie Nutzung des Heuermanns ist jetzt überall durch Grenzen beengt oder wird durch Ansammlungen beeinträchtigt. Die Theilung der Moore war durch die zunehmende Wiesencultur und das Bedürfniß einer Regelung des wilden Torfstichs erforderlich, hat aber dem Heuermann keinen Segen gebracht, der für das zum Torfhandel benöthigte größere Pfand oder die Weide jetzt Entgelt leisten muß. Der Bessersituirte konnte früher ein oder zwei schlecht genährte Pferde in die Gemeindeweide treiben. Der Andere war ganz auf das Gespann des



Bauern angewiesen. Die später entstandene Sitte, auch das Rindvieh als Zugkraft auszunutzen, hat hier die Selbstständigkeit des Heuermanns außerordentlich gehoben. Der einträglichste Zweig seiner kleinen Wirthschaft ist unter den augenblicklichen Verhältnissen die Mast von Schweinen, die im Winter rudelweise auf den Feldern umherlaufen und sich oft in die Straßen des Ortes verirren. Wegen der bekanntlich großen Preisschwankungen dieser Thiere, die sich durch Fruchtbarkeit hervorthun, aber auch häufigen und verheerenden Krankheiten unterworfen sind, ist indessen mit ihrer Aufzucht ein ziemliches Risiko verbunden.

Ungleich verhängnißvoller aber ist der fortdauernde Rückgang und das vorausichtliche Ende der Flachsindustrie. Wo sind die Zeiten, als Spinnrad und Webstuhl, das uralte Besizthum der Indogermanen, zum Hausgeräth der Ritterburg wie der Hütte gehörte und nach gethaner Arbeit im Felde und auf der Diele um den Herd die Spindel schnurrte und in der Webekammer das Schiffchen emsig zwischen der Kette den Einschlag hin und her zog, als auf den Leggen, welche die Fürsorge des Osnabrücker Bischofs überall in den bedeutenderen Orten errichtet hatte, der Meister mit seinem Gehülfen sich sputen mußte, um das an den Leggetagen von allen Seiten angebrachte Leinen auf dem langen Tische zu messen und nach seiner Feinheit abzustempeln, als auf den großen Auktionen die Bremer und Amsterdamer Kaufleute sich drängten, um das Erzeugniß des häuslichen Fleißes aufzukaufen, welches einen ansehnlichen Exportartikel Deutschlands bildete?



Die Verarbeitung von Flachs und Hanf zu Garn oder Leinen war damals das wichtigste Nebengewerbe der niederdeutschen Landwirthschaft. Unglaublich war die Zahl der Stücke, die in einer fleißigen Familie am Spinnrade oder Webstuhle an den langen Wintertagen fertig gestellt wurden. Rein Leinen aber galt mehr als das Osnabrücker. Ihre größte Bedeutung hatte die Leinenausfuhr gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit dem Aufblühen der englischen, holländischen und spanischen Colonien gewonnen, durch deren Verbrauch sie sich bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt, namentlich als nach dem amerikanischen Befreiungskriege die Bremer Häuser den directen Absatz nach der neuen Welt eröffneten.

Die ausnehmende Bedeutung des Gewerbes hat zu verschiedenen Zeiten Regierungs-Maßregeln veranlaßt, um dasselbe zu fördern oder zu erhalten, wenn es bedroht war. Man sorgte für guten Lein- und Hanfsamen und zweckmäßige Geräthe, man errichtete Spinn- und Webeschulen oder Musterbleichen und erließ Anordnungen, um den Betrügereien und Unordnungen im Handel vorzubeugen. Hauptsächlich aber kommen die Schauanstalten oder Leggen, die in der Stadt Osnabrück seit unvordenklicher Zeit bestanden hatten und von dort in die andern Distrikte übertragen wurden, hier in Betracht. In dem jeder Anstalt zugewiesenen leggepflichtigen Bezirke darf bei Strafe Niemand das selbstverfertigte Leinen kaufen oder verkaufen, bevor es nicht zur Legge gebracht, dort gemessen, classificirt und gestempelt ist. Auch pflegt sich hieran eine Versteigerung des Lei-



nens anzuschließen, an welcher jedoch Niemand theilzunehmen gezwungen ist. Eine derartige Anstalt hatte Oldenburg gleich nach der Erwerbung sowohl in Damme als in Neuenkirchen errichtet. Die letztere Anstalt ist schon länger, die erstere vor einigen Jahren eingegangen.

Denn gegen das Ende des Jahres 1806 hatten mit der Continentsperre die ungünstigen Coniuncturen begonnen. Die überseeischen Märkte wurden dem Garn- und Leinenhandel verschlossen. Es würde nicht erklärlich gewesen sein, wie er noch vor gänzlichem Untergange bewahrt blieb, wenn nicht wegen der hohen Preise der Baumwolle der inländische Verbrauch sich vermehrt hätte und die Bedürfnisse der in der Hausindustrie Beschäftigten so gering gewesen wären.

Mittlerweile hatte England die Zeit benutzt, um durch Begünstigung seiner einheimischen Fabriken die Absatzgebiete der deutschen Erzeugnisse an sich zu reißen. Es errang immer ausschließlicher den Markt, zumal seine aus Maschinengarn gefertigten Leinen sich durch äußere Glätte vor den deutschen Handgespinnsten und Hausmacheleinen auszeichneten. Daneben blühte mächtig ein ganz neuer Productionszweig, die Baumwollen-Manufactur, auf. Die kattunenen Zeuge, die leichter als die Leinwand schöne Muster und lebhaftere Farben annahmen, fingen an den älteren Stoff zu ersetzen. Krämer und Juden brachten dem Landmanne die buntgedruckten Erzeugnisse der englischen Manufacturen ins Haus. In den 20er Jahren begannen die Staaten sich durch Zollschranken abzuschließen und namentlich die amerikanischen Schutzzölle waren dem deutschen Leinenhandel verderblich, der auf der anderen



Seite mit der zunehmenden Bevölkerung immer mehr Waare auf den Markt warf. Die Preise sanken unaufhörlich, wogegen diejenigen der unentbehrlichen Lebensmittel stiegen. Gegen Ende jenes Jahrzehntes brach endlich die Krisis los. Traurig war der Winter des Jahres 1828. Tausende, die im Osnabrücker Lande ihre Existenz durch Spinnen und Weben fristeten, sahen sich dem Elende preisgegeben. Damals begann auch in Damme die Auswanderung nach den neuerschlossenen Weststaaten Nordamerikas, welche noch jetzt die im Verhältnisse zum angebauten Boden einst so volkreiche Gemeinde decimirt.

Seitdem auch in Deutschland der fabrikmäßige Betrieb sich der Spinnerei und Weberei bemächtigt hat, glaube ich, daß die Tage der Hausindustrie unwiderbringlich gezählt sind. Weil sie nicht wie andere Hausgewerbe mit individuellen Mitteln den Anforderungen des persönlichen Bedürfnisses oder Geschmacks dient, sondern auf großen Absatz durch Massenerzeugung eines uniformen Artikels arbeitet, wird sie dem Organismus der geschlossenen Fabrik unterliegen, die mit den Erfindungen der modernen Technik und geringem Kraftaufwande die stets egale Marktwaare liefert. Weil der kleine Weber nicht im Stande ist, Ueberschüsse zu capitalisiren, den Gang der Conjunctionen nicht übersieht, nur auf Zwischenhändler und Vorschußgeber angewiesen ist, wird er mit dem Großkaufmanne nicht concurriren können, der erfolgreich Capital und Intelligenz vereinigt und nach dem Wechsel der geschäftlichen Chancen das Schwungrad der Fabrik regulirt. Ja, wenn es sich ermöglichen ließe, die auf der Mittelstufe zwischen Handwerk und der ausgebildeten Fabrik



stehen gebliebene Hausindustrie durch Errichtung großer Fabriken flüssig zu machen, die im Stande wären, einen Theil der Arbeiterbevölkerung an sich zu ziehen und sie dem technisch vortheilhafteren Betriebe einzufügen! Vielleicht wäre es auch zu überlegen, ob sich im Anschlusse an die in den kleinen Orten fast überall acclimatisirte Tabacksindustrie auf dem besseren Boden nicht der viele Arbeit verlangende, aber rentable Anbau der Tabackspflanze empföhle, zu welcher im Winter die in den benachbarten Kirchspielen Bassum und Twistringen noch florirende Strohhutfabrikation treten könnte.

So lange es unter den jezigen Umständen nicht angängig ist, die zahlreichen Hände der Heuerleute in der Heimath ökonomisch richtiger als in der Leinenindustrie zu verwerthen, wird trotz aller Klagen und particularistischen Nothschreie die Auswanderung für das gesündeste Mittel zu halten sein, die überschüssige Arbeitskraft abzuführen und dadurch auch die Verhältnisse der Bleibenden gegenüber den Colonen zu verbessern.

\* \* \*

Damme ist unter oldenburgischer Hoheit der Sitz der Lokalbehörden geworden. Im ruhigen Gleichmaß spinnt sich das Leben auf dem Dorfe ab. Man nimmt gemüthlichen Antheil an den Sorgen und Freuden, den Interessen und Parteiungen, die das kleine Gemeinwesen bewegen. Das Kirchenjahr beherrscht auch die bürgerlichen Verhältnisse. Den Höhepunkt desselben bildet das sommerliche Frohnleichnamsfest mit dem Glanze seiner großen Procession. Der Ackerbürger theilt seine Zeit zwischen dem



Handwerk und dem Felde, und regelmäßig, wie seit Alters gewohnt, strömt am Sonntage die Landbevölkerung zum Hochamte von allen Seiten in den Ort hinein. Zur wahren Völkerwanderung werden ihre Schaaren, wenn einmal zur österlichen Zeit fremde Mönche eine Mission abhalten oder der Bischof zur Firmelung erscheint und berittene Haufen ihn von der Kirchspielsgrenze unter dem Geläute aller Glocken in den prächtig geputzten Ort geleiten.

Den Weg von Damme nach Neuenkirchen nehmen wir nicht auf der Chaussée über Börden, sondern über die Berge. Bei dem Chausséehaufe geht es ziemlich steil die Bergkette hinan. Von der Höhe wendet sich der Blick zum letzten Male rückwärts auf das Dorf und die Landschaft mit dem blinkenden See. Dann führt ein tiefer Sandweg gerade auf der höchsten Erhebung entlang, von welcher sich wiederum die charakteristischen Ausblicke darbieten, nach Norden auf das im Schimmer der Ferne zum behaglichen Schauen einladende Gebiet der Hase, wo bei klarem Wetter von allen Seiten die Kirchtürme auftauchen, nach Süden auf einen großen Moorkessel, das Dievenmoor, welches die Mulde zwischen den Dammer Bergen und dem Wiehengebirge ausfüllt. Ueberall war früher tiefer Wald, an welchen allein noch die für Bauernstellen gebliebenen Bezeichnungen „zum Wahlde“, „Kofenwahlde“ u. erinnern. Langsam schreitet auf der jetzt vertheilten Bergmark die Ansamung vor. Die Gipfel und die Abhänge bedeckt hohes Haidekraut, das nur im August ein wenig freundlicher erscheint, wenn am zierlichen Gesträuch die verspätete Blüthe sich öffnet und das Braun



zum herbstlichen Purpur wandelt. Der Wachholder wächst überall in stattlichen Exemplaren. Die Pflanze genöß wegen ihrer Beeren einstmals polizeilichen Schutz. Sie ist zweigeschlechtlich und in ihrem äußeren Habitus prägt sich ganz bestimmt die Theilung der Gattung aus. Die weibliche Pflanze ist platt und breitet sich gedrückt am Boden hin, die männliche dagegen schießt hoch und schlank empor und gleicht inmitten der sie umgebenden weiblichen Büsche dem Haushahne unter seinen Hennen.

Dicht am Wege zieht sich im merkwürdigen Zickzack die Landesgrenze zwischen Oldenburg und der Provinz Hannover hin und man erkennt leicht, wie sie sich ängstlich bemüht, immer ein gerade besseres Stück Land oder eine Wiese für den mächtigeren Nachbarn abzuschneiden. Die Kirchspiele Damme und Neuenkirchen waren früher ein zwischen den Bisthümern Osnabrück und Münster im Streit befangenes Grenzgebiet, dessen Entstehung auf die verworrenen Gerichtsverhältnisse des Mittelalters zurückgeht und das eine Theilung der Bevölkerung in die nach Münsterschem oder nach Osnabrücker Recht Lebenden zur Folge hatte. Münster behauptete, die Gerichtsbarkeit über die Deesberger Mark von den Grafen zu Diepholz erworben zu haben. Osnabrück dagegen berief sich auf ein Diplom des Kaisers Heinrich vom Jahre 1225, in welchem dieser dem Bischofe Engelbert und seinen Nachfolgern das Recht ertheilt, die Gografen in Damme einzusetzen. Von der Gerichtsbarkeit als ihrem wichtigsten Ausflusse verbreitete sich dann der Streit über die übrigen Bestandtheile der Landeshoheit. So kam es, daß diese nicht auf dem Grund und Boden, sondern auf den



Köpfen beruhete. Bis in das vorige Jahrhundert hinein dauerten die gegenseitigen Fehden, so oft auch Verträge zur Abstellung derselben geschlossen wurden. Was war es für ein blutiger Kirchweihtag zu Damme im Jahre 1434, wo einige Münstersche Bauern Streit angingen und der Dsnabrücker Vogt die Sturmglocke läuten ließ! Wie oft unternahm nicht der Dsnabrücker Hauptmann von der Burg Börden, welche Dsnabrück zum Schutze seines Gebietes angelegt hatte, Streifzüge gegen Münstersche Unterthanen, um eine Unbill zu rächen, worauf dann der Münstersche Drost zu Bechta nichts Besseres zu thun wußte, als Gleiches mit Gleichem zu vergelten!

Damit aber diesen ernstern Verhältnissen die komische Folie nicht fehle, wurde es im vergangenen Jahrhundert als besonders werthvolle Neußerung der bestehenden Hoheitsgerechtfamen betrachtet, beim Ableben eines Landesherrn das Trauergeläute auf dem Thurme zu Damme vorzunehmen. Starb ein Fürstbischof zu Dsnabrück, so läuteten dessen Unterthanen zu Damme 6 Wochen lang täglich eine Stunde mit allen Glocken. Dies erschien nicht schwierig, weil die Dsnabrücker am Orte die Mehrzahl bildeten und im Besitze der Kirche waren. Starb dagegen ein Fürstbischof zu Münster, so hielt man Dsnabrückerseits vor der Kirche Wache und wies mit bewaffneter Hand jeden Münsterschen zurück, der es wagen wollte, seinem verewigten Landesherrn durch ein Trauergeläute die letzte Ehre zu erweisen. Für die Minorität kam es dann darauf an, sich mit Gewalt oder List aller Art in den Besitz des Thurmes zu setzen. Gewöhnlich eilten die Einwohner von Steinfeld und Lohne auf Be-



schluß des Domcapitels ihren Münsterschen Landsleuten in Damme zur Hülfe. Unter der Führung ihres Vogtes marschirten sie mit Wehr und Waffen unvermuthet heran, sprengten die Thüre zum Thurme und verbarricadirten sich in demselben, nachdem sie sich natürlich mit den gehörigen Lebensmitteln, namentlich liquider Art, reichlich versehen hatten. Und dann wurden zum großen Aerger aller treuen Osnabrücker stundenlang die Glocken geschwungen, so lange die im Thurme befindlichen Bergnügen daran fanden und ihr Proviant Stand hielt. Nicht immer jedoch glückte es den Münsterschen in den Thurm zu gelangen, man hielt Osnabrückerseits gehörige Wache, wenn ein Ereigniß im Hochstifte Münster eingetreten war, das Anlaß zu einem Angriffe auf die Glocken geben konnte. Man bot die Schützen im Dorfe auf und rührte die Trommel auf den Bauerschaften, so daß die Münsterschen, wenn sie angeschlichen kamen, eine überlegene Mannschaft zur Bertheidigung des Thurmes vorfanden.

Erst im Jahre 1790 gelang es dem hochangesehenen Landdechanten Brücker, diese Balgereien abzustellen. Man hatte auch mancherlei materiellen Schaden in Folge der gegenseitigen Kraftproben erlitten. In 20 Jahren war die große Glocke 3mal geborsten, und zu den Kosten des Umgießens mußten die Münsterschen ein Drittel und die Osnabrücker zwei Drittel beitragen. Brücker wußte die erhitzten Gemüther zu besänftigen, so daß sie unter sich einen Vergleich schlossen, nach welchem die Osnabrücker fortan 4 Wochen und die Münsterschen 14 Tage lang beim Ableben ihres Landesherrn läuten durften.



Vielfache Verhandlungen behufs einer territorialen Auseinandersetzung waren ohne Erfolg. Eine im Jahre 1730 vereinbarte Grenzlinie von Gehrde nach Damme kam nicht zur Ausführung und wurde nur später für die Theilung des 1780 zur Dämpfung von Sandwehen angelegten Fladderlohhauser Fuhrentampes von Bedeutung. Erst auf dem Wiener Congresse wurde Hannover verpflichtet, diese Grenzlinie anzuerkennen und dann noch südlich von derselben einen District von 5000 Seelen abzutreten. Die damalige Politik des Welfenstaates erblickte einen großen Triumph darin, daß es ihr gelang, namentlich mit Hülfe eines ortskundigen und sehr gewalthätigen Amtsmannes zu Börden, diese Bestimmung wörtlich zur Ausführung zu bringen, so daß die Grenze unmittelbar an den Gebäuden vorbeigeführt wurde, während das Land für Hannover verblieb. Denn nur die Seelen, nicht das Land sollte abgetreten werden.

Und als ob es mit diesen Mißbildungen auf staatlichem Gebiete noch nicht genug sei, trat seit der großen Kirchenumwälzung eine dauernde Trennung des Bekenntnißstandes ein.

Die Reformation war von einem ihr geneigten Bischofe rasch durchgeführt worden, allein die nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldener Sieges ansetzende Gegenreformation hatte schweren Stand, so daß es beim Abschlusse des westfälischen Friedens unmöglich erschien, auf Grundlage des Normaljahres dauernde Verhältnisse herzustellen. Der dogmatische Unterschied beider Kirchen war dem Volke wenig zu Bewußtsein gekommen, und man hielt sich an gewisse äußerliche Thatfachen. Die Ber-

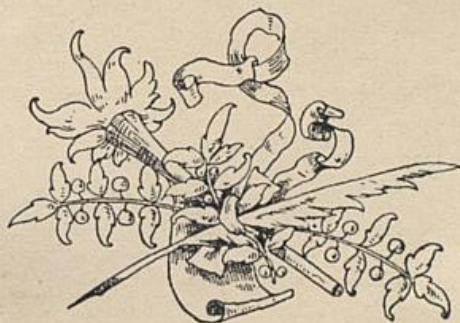


heirathung der Priester und die Art der Verabreichung des Abendmahls spielte hierbei eine Hauptrolle. Doch begegnete das erstere Merkmal dem Widerstande der Katholiken, welche die Ehe des Priesters als Concubinat hinstellten, und was das letztere anlangt, so hatten die armen Seelsorger, denen die adeligen Herren vom Domcapitel wenig von ihrer Pfründe übrig ließen, sich eben in die Zeiten geschickt und jedem das Abendmahl in der Gestalt gereicht, in welcher er es haben wollte. Zur weiteren Bequemlichkeit waren dabei die Beichtstühle getrennt für jede Confession mit einem rothen oder schwarzen Striche bezeichnet. Auch mit endlosen Zeugenvernehmungen kam man nicht weiter, weil jede Partei die Zeugen der Anderen meineidig machte. Die Schwierigkeiten hatten sich so gehäuft, daß man 1649 endlich den Vorschlag des Kaiserlichen Gesandten Baron Vollmar acceptirte, der seinen sogenannten Durchschlag machte und die Forderungen beider Partheien in Bausch und Bogen ausglich. In Osnabrück wechselte von jetzt an ein protestantischer und ein katholischer Bischof. In den Gemeinden wurden Kirchen und Kapellen an jede Partei vertheilt. In Damme wurde die Pfarrkirche den Katholiken überwiesen. In Neuenkirchen wurde gleich wie in Börden und Badbergen das Simultanverhältniß hergestellt. In derselben schmucklosen Dorfkirche wechselte der Gottesdienst beider Confessionen und erst in der Neuzeit ist man auch hier an eine örtliche Auseinandersetzung der Gemeindeanstalten herangetreten.

Die Aussicht auf das Dorf Neuenkirchen ist eine der anmuthigsten der Gegend. Wenig heben sich hinter dem



Gschlande die Kirche und die Häuser hervor. Mit Bäumen sind die Raine der Felder und Wiesen bepflanzt und in Gruppen umgeben sie die Baulichkeiten der Höfe, so daß das Ackerland fast verschwindet, und das Ganze wie ein einziges grünes Buschland erscheint. Hinter dem Dorfe beginnen die künstlichen Rieselleitungen der Gase mit ihrem kalkreichen Wasser und das Auge des Verwaltungsbeamten erfreuen die mannichfachen Formen des Wiesenbaues mit Beetanlagen, Rücken- und Hangbau. Die alte Johannitercomthurei Lage lassen wir am Wege liegen. Bald sind die Berge entschwunden, aber am fernem Horizonte zeichnen sich noch ihre Umrisse gegen den Himmel ab, wenn wir jetzt in Alfhausen den Bahnzug erreichen, der uns zur heimatlichen Stätte zurückführt.









1824 Nr. 4 und 5, Oldenb. Zeitung vom 24. November 1873 und die Denkschrift: Oldenburgs hundertjährige Jubelfeier am 14. December 1873.

## II.

S. 71. Ueber das erste Christenthum im Münsterlande vergl. Nieberding in den Oldenb. Blättern 1828 S. 41. Niemann, Geschichte der alten Grafschaft Cloppenburg 1873 S. 9. Ueber den Abt Castus auch Neue Bechtaer Zeitung Nr. 63 von 1886.

S. 72. Ueber Pleccateshem oder Blexen vergl. Strackerjan, Aberglaube und Sagen S. 8.

S. 73. Ueber die alten, noch jetzt nachweisbaren Kirchenpfade bei Wieselstede vergl. Oldenb. Blätter 1824 S. 205 und Folte, chronologische Nachrichten zur Feier des 800jährigen Stiftungsfestes der Kirche und Gemeinde Rastede, 1859 S. 15.

S. 74. Die Fabeln über Jadeleh und Mellum sind schon von Halem Oldenb. Geschichte I S. 125 beseitigt. Ueber die Stiftung des Klosters Rastede ebendasselbst S. 147, auch Adalrich von Wittken Abhandlungen zur Oldenb. Geschichte 2, 3 und 4 Manuscript.

S. 76. Ueber den Bernsteinfund und die Sage der Leuchtenburg Oldenb. Blätter 1822 S. 666.

S. 79. Ueber die Kirchenvisitationen Halem a. a. D. S. 115. Die Bulberinck Stelle liegt noch jetzt nahe beim Bahnhofe in Zwischenahn.

S. 80. Die Erzählung von den Reliquien und die späterhin eingestreuten Anekdoten aus dem Klosterleben sind den Rasteder Chroniken entnommen, ohne daß jedesmal der Ort hier einzeln angeführt wird.

S. 84. Die meisten Güter des Klosters, über welche in einem Anhange zur Chronik besondere Verzeichnisse existiren, machten noch später den Lehnhof des Grafen aus, vergl. Halem II S. 80 und Schloifer Staatsbeschreibung Manuscript E 84.

S. 84. Ueber das Siegel der Abte Wittken a. a. D. S. 21, der vollständige Titel der Abte war N. N. Misericordia divina Abbas monasterii St. Mariae de Rastede ordinis St. Benedicti.

S. 87. Ueber den Abt Siwardus Merzdorf, Bibliothekarische Unterhaltungen 1844 S. V. Ferner Sauerland, Zeitschrift für deutsches Alterthum von Steinmeyer, Neue Folge XVIII. Bd. 1. Heft 1886 S. 5, welcher annimmt, daß der Verfasser eines mittelalterlichen Lehrgedichtes, Wernher von Elmendorf, seine Bildung in Rastede empfangen habe. Ueber Nycolfus die Urkunde bei Ehrentraut Friesisches Archiv II S. 314.

S. 88. Ueber die ältesten Rasteder Jahrbücher vergl. die kritische Untersuchung des Hamburger Archivaren Dr. Lappenberg in Ehrentraut